Germanenschlacht. —Ein Bild aus deutscher Vergangenheit.

Germanenschlacht. (Nach dem Gemälde von P. Ivanowics.

Ein römisches Heer ist ins Germanenland eingerückt, um Rache zu üben für die Grenzanfälle. Aber nirgends ist der Feind zu finden, nur verlassene Hütten und Spuren weggetriebenen Viehs zeugen von der Bewohnern, die sich in den Wäldern versteckt hielten. Der kurze Sommer ist im rauhen Waldlande bald vorüber, man muß an den Rückzug denken. Unwetter tritt ein, Regengüsse und Sturm machen die schmalen Pfade grundlos. Uns jetzt wird auch der gesuchte Feind sichtbar; bald da, bald dort erscheinen auf den Höhen, zwischen denen die Römer dahinziehen, kriegerische Gestalten und verschwinden wieder. Mühsam geht der Marsch vorwärts. Der Abend ist schon hereingebrochen, und das römische Heer befindet sich in einem tiefen Waldtal — da erklingt ringsum auf allen Höhen das furchtbare Kriegsgeschrei der Germanen. Pfeile und Speere fliegen aus dem Dickicht in die Reihen der Römer — da und dort brechen einzelne Germanen mit hochgeschwungener Waffe hervor, um nach raschem Angriff leichfüßig wieder zu verschwinden. Ein niederprasselnder Regen kommt ihnen zu Hilfe. Unter schmetterndem Hörnerklang stürmt jetzt die Masse der Germanen zum Angriff heran, ihre Steinhämmer und Keulen krachen auf die Helme und Schilde der römischen Soldaten, ihre schwere Rüstung ist der letzte Schutz, bis der strauchelnde Fuß den Halt verliert. Ringsum wildes Kampfgetöse und Waffengeklirr, bis die Nacht hereinbricht und den Sieg für die Germanen entscheidet.

Die deutschen Schriften von Leibniz.

(Fortsetzung von der 5. Seite).

Weise Leibnizens nationalkulturelle Tätigkeit vor Augen, gemessen an den Zeitumständen, unter denen sie erlief. Er erinnert daran, daß sein Wirken für die Pflege der deutschen Sprache um so mehr an nationaler Bedeutung gewinnt, wenn man bedenkt, daß das staatliche und religiöse Band, das die Deutschen vordem einigte, zu Leibnizens Zeiten einer unheilvollen Zersplitterung Platz machte, daß daher die sich neu formende einheitliche hochdeutsche Sprache das einzige war, was die Deutschen noch zu einer Volksgemeinschaft verband. Auf der anderen Seite muß aber auch an die zur damaligen Zeit in Deutschland ausnahmslos herrschende Vorliebe für Ausländerei, insbesondere für französische Sprache und französische Sitten, erinnert werden, um die Mahn- und Weckreden des Denkers für die Erhaltung und Reinhaltung der deutschen Bildung und Gesittung in ihrem vollen Wert als vaterländische Tat einzuschätzen.

An erster Stelle bringt der Band die „Ermahnung an die Deutschen", eine Schrift, die zuerst von Grotefend 1846 entdeckt und herausgegeben wurde. Da die Handschrift selbst keine Jahreszahl trägt, ist man bezüglich ihrer Abfassungszeit auf Mutmaßungen angewiesen. Von der Schrift selbst kann gesagt werden, daß sie, aus der Not der Kriegszeit und der Einsicht in die Notwendigkeit nationaler Sammlung und Kulturarbeit erwachsen, gerade für das heutige deutsche Geschlecht eine besonders verständliche Sprache spricht. Freilich ist sie, wie aus dem Inhalt ersichtlich, zu einer Zeit verfaßt worden, da der Krieg schon eine Vergangenheit war; daher konnte sich Leibniz in ihr mit Vorschlägen zur friedlichen Kulturarbeit am Deutschtum befassen. Betreffend der Sprachpflege tritt er einerseits für die Ausdehnung ihres Gebrauches, anderseits für ihre inneren Werte ein. In erster Beziehung ist es beachtenswert, wie er hier über seine Vorgänger (Opitz, Schottel u. a.), die in der Pflege der deutschen Sprache sich auf die Dichtung allein beschränkten, hinausgeht. „Keine Verbesserung ist zu hoffen, so lange wir nicht unsere Sprache in den Wissenschaften und Hauptmaterien selbst üben". Diese Forderung Leibnizens zu einer Zeit, da das Latein die Alleinherrschaft in der Gelehrtenwelt noch unbestritten ausübte, war ganz ungeheuerlich. In zweiter Beziehung tritt Leibniz zunächst für die Reinheit der Sprache, ihre Reinigung vom „fremden Gewächs" ein. Allein es ist sehr bezeichnend, daß er noch mehr als auf die Reinheit auf die Richtigkeit im Gebrauch der Sprache dringt, wobei ein Gedanke geäußert wird, der just, wie die heutige Gegenwart, mit ihrer Sprachreinigungssucht, geschrieben zu sein scheint und daher verdient, hier im Wortlaut angeführt zu werden: „Es irren diejenigen sehr, welche sich einbilden, daß die Wiederbringung der deutschen Beredsamkeit nur allein in Ausmusterung ausländischer Wörter beruhe. Ich halte dieses für das geringste; aber das ungereimte, unnötige Einflicken ausländischer, nicht zwar Worte, doch Redensarten, die ganz unschicklichen Zusammenfügungen... ist, was nicht nur unsere Sprache verderben, sondern auch die Gemüter anstecken wird. (Daß die Eigenart einer Sprache nicht in ihrem Freisein von Fremdwörtern, sondern auf dem richtigen Gebrauch ihrer Syntax beruht, hat unlängst Prof. Bovet in einem öffentlichen Vortrag gegen die auch hierzulande üppig wuchernde Fremdwörterjagd ausgeführt).

An zweiter Stelle des Bandes steht die Schrift „Unvorgreifliche Gedanken", die Leibniz selbst um 1712 samt anderen ethmologischen Arbeiten herausgeben wollte, deren Abdruck jedoch erst nach seinem Tode von seinem Sekretär besorgt wurde. In dieser Schrift preist Leibniz die deutsche Sprache ob ihres großen Schatzes an konkreten, anschaulichen Ausdrücken, beklagt aber den Mangel in ihr an abstrakten, wissenschaftlichen Ausdrücken. Er wünscht, die deutsche Sprache möge zunächst mit Rechtsausdrücken bereichert werden. Leibniz regt hier die Gründung einer Gesellschaft zur Pflege und Verbesserung der deutschen Sprache an, der er als Aufgaben die wissenschaftliche Musterung und Untersuchung aller deutschen Worte, sowohl in der Umgangssprache als auch in den Fach- und Berufssprachen, den Mundarten, den verwandten germanischen Sprachen, ferner das Studium der Entwicklung der deutschen Sprache (Ursprung der Wörter) zuweist. Von besonderem Interesse ist, wie Leibniz hierbei den gemeinsamen Ursprung aller europäischen Sprachen aus der indogermanischen Wurzel mehr ahnend als wissend erörtert. Zum Schluß der Schrift nennt Leibniz drei Beschaffenheiten der Sprache: Reichtum, Reinigkeit und Glanz. Während er die Förderung der zwei ersteren von einer wissenschaftlichen Sprachforschung erwartet, glaubt er, mit Recht, die Schönheit des Stils könne nur durch gute Vorbilder gefördert werden, nicht durch irgend welche, die Sprache einengenden Regeln und Gesetze. — Es folgen noch drei kleine Schriftstücke, die jedoch mehr von rein historischem denn nationalem Werte sind, und zudem auch in sprachlicher Hinsicht an die zwei ersten Aufsätze nicht heranreichen. Den Abschluß des Bandes bildet ein Anhang, darin der Herausgeber einige Auszüge aus lateinischen und französischen Schriften Leibnizens, die Muttersprache und Deutschtum betreffen, in deutscher Uebersetzung wiedergibt.

Der zweite Band enthält die Schriften über „Vaterland und Reichspolitik". Auch hier geht dem Originaltext eine auf den Inhalt des Bandes bezügliche Einleitung des Herausgebers voran. Aus der langen Reihe der Aufsätze dieses Bandes seien nur die meines Erachtens interessantesten hervorgehoben. In erster Reihe gehört hierzu die große „Denkschrift über die Festigung des Reiches", die dadurch einen bedeutsamen nationalen Wert erlangt, daß in ihr Leibniz den großzügigen Plan entwirft, Deutschland in einen Reichsbund („Allianz aller deutschen Fürsten") umzuwandeln, mit gemeinsamen und ständigem Rat, Schatz und Heer. Nur wenn Deutschland sich zu einem solchen Bundesstaat zusammenschließt, wird es, nach Leibnizens vorausahnenden Worten aufhören, „der Kampfplatz zu sein, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten". An zweiter Stelle wäre die „Geschwinde Kriegsverfassung", ein Vorschlag, den Leibniz 1688 dem Kaiser in Wien unterbreitete, zu nennen. Der Vorschlag selbst bestand in der möglichst allgemeinen Heeresaushebung nach dem Vorbild eines Erlasses Ludwigs XIII. Die Schrift ist daher mit dem schönen Motto „Pflicht ist es, auch vom Feinde zu lernen" versehen. Leibniz weckt darin zur Tat: er mahnt, den Mut nicht sinken zu lassen, sich nicht blindlings dem Schicksal zu ergeben, sondern kräftig zuzugreifen und sich zu organisieren, wobei er den sinnreichen Ausspruch tut: „Gott ist für die, die sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, für die guten Ratschläge, für die besten Regimenter." Der Gedanke der Organisation einer allgemeinen und ständigen Heeresmacht auf Grund der militärischen Jugenderziehung klingt auch in dem Aufsatze: „Einige patriotische Gedanken" in den Schlußsätzen durch, die wohl als der Prototypus der allgemeinen und gleichen Wehrfassung des deutschen Volkes billig angesprochen werden dürfen. Es heißt dort u. a.: „Ich bin der Meinung, daß jedermann, vom Fürsten bis zum Ackerknecht, geschickt zu machen ist, dem Vaterland im Notfall einige Kriegsdienste zu leisten."

Die übrigen Aufsätze dieses Bandes entbehren eines allgemeinen nationalen Interesses und konnten in einer nicht fachgelehrten Sammlung ruhig übergangen werden.

So sieht man, wie vieles Leibniz auch in diesen Schriften der Gegenwart noch zu sagen hat, wie vielos sie von ihm auch hier lernen kann. Wäre die ganze Sammlung, wie gesagt, auf Leibnizens deutsche Schriften von nur wirklich nationalem Werte beschränkt worden, so hätte sie an Umfang bedeutend abgenommen und dadurch für den großen Lesertreis, auf den sie ausgeht, und der ihr zweifellos zufallen sollte, sich viel leserlicher und zugleich interessanter gestaltet. Aber, bekanntlich, wenn der Deutsche etwas macht, so macht er es gründlich. Gründlich ist diese Ausgabe freilich durch und durch. Die sachlichen und sprachlichen Anmerkungen, die jedem Bande beigegeben sind, stellen dem Fleiß und er Sorgfalt des Herausgebers das beste Zeugnis aus. Ganz wird solche mühe- und entsagungsvolle Arbeit vielleicht nur der zu würdigen verstehen, der selbst schon ähnliche Arbeiten zu besorgen hatte. Dem Herausgeber gebührt die vollste Anerkennung und Dank aller deutschen Leibniz-Freunde.

Der brandstiftende" Vogel.

Die alten römischen Schriftsteller erwähnen mehrfach der „brandstiftenden" Vögel, doch hat man bisher nicht feststellen können, welche Gattung damit gemeint war.

Zu den Rabenarten gehört auch die Alpendohle, ein Vogel von jener Art, die sich am leichtesten zähmen läßt und die innigste Anhänglichkeit an ihren Pfleger zeigt. Man kann die Alpendohle jahrelang halten und frei umherlaufen lassen. Sie springt auf den Tisch und nimmt Fleisch, Früchte, besonders Trauben, Feigen, Kirschen, Schwarzbrot und trockenen Käse. Vor allem liebt sie die Milch und zieht bisweilen Wein dem Wasser vor.

Diese Dohlen haben nun ein seltsames Gelüste zum Feuer, ziehen oft den brennenden Docht aus Oellampen, holen im Winter kleine Kohlen aus den Kaminfeuern, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Die Alpendohle hat nämlich eine besondere Freude daran, Rauch aufsteigen zu sehen, und so oft sie ein Kohlenbecken bemerkt, sucht sie ein Stück Papier, einen Tuchlappen, wirft sie hinein und stellt sich dann davor, um sich den aufsteigenden Rauch anzusehen.

Es besteht daher die Vermutung, daß die Alpendohle der vielgenannte „brandstiftende" Vogel der Alten gewesen sein müsse.